Die goldbraune Geliebte [Fortsetzung]

Autor(en): **Schott, Paul**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **15 (1939)**

Heft 5

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-753300

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die goldbraune Geliebte

ROMAN VON PAUL SCHOTT

1. Fortsetzung

Gerade als der Spanier, immer lachend mit allen Zähnen, immer leicht und gesellschaftlich, der Florentinerin etwas über Opiumkneipen in Schanghai und dergleichen berichten mußte, zupfte Lena den in völliger Erstarrung lauschenden Geiger am Arm und flüsterte ihm zu, es sei elf Uhr, und man müsse noch sechs Briefe schreiben, worauf er sofort aufstand, Faustina die heiße, bebende Hand küßte und sich mit Lena empfahl, die einen beinahe triumphierenden Blick mit Zubiaurre wechselte. War er es doch gewesen, der ihr in jenem offenen Gespräch ohne Umschweife ins Gesicht gesagt hatte, sie liebe den Geiger, ihren «Herrn und Meister», und man könne doch ganz leicht «das Glück korrigieren», da er selbst sich nun also, ganz ehrlich gestanden, für die Italienerin heftig interessiere; sie hätten daher gemeinsame Ziele, und es sei gewiß kein Verrat, wenn sie Grengg an diesem letzten Abend auf dem Schiffe ein wenig von Faustina entferne. Wozu Lena nur gelacht hatte — um dann doch ihren Empfindungen zu verfallen.

«Endlich!» lachte der Spanier, als das Paar gegangen war, «bitte verzeihen Sie, Faustina, aber ich atme auf. Nicht als ob ich diesen berühmten Geiger unsympathisch fände, er ist im Gegenteil liebenswürdig, a good fellow, aber es ist doch der letzte Abend auf dem Schiff, und außerdem starrt er uns an, als wären Sie eine ganze und ich eine halbe Musiknote.» Bevor das Mädchen, dessen Gesicht sich sekundenlang verschleierte, antworten konnte, begann die Jazzband zu spielen, den neuen Schlager: «I am so glad to kiss you», und das Mädchen duldete, daß Zubiaurre sie mit einer sonderbar ungehemmten und wilden Bewegung am nackten Arm ergriff und in die Mitte zum Tanzen führte.

«Er hätte beinahe Unglück gehabt», sagte das Mädchen leise und in beinahe ängstlichem Tonfall, offenbar bemüht, von Unverbindlichem, Unpersönlichem zu sprechen.

«Unglück? Was für ein Unglück?» fragte Zubiaurre fast unfreundlich. «Bitte sprechen Sie doch nicht von ihm, sprechen wir doch . . .»

«Man wollte ihm gestern nacht durch die Luke seine Geige stehlen, die berühmte Stradivari», sagte atemlos Faustina, die der Spanier ganz dicht an sich preßte.

«Nicht möglich!» Zubiaurre sagte es in erregtem Tonfall, «das ist ja unsinnig! Wer sollte das sein? Wie kann man das verkaufen? An wen?»

«Ein Fuß hielt eine Schlinge aus Draht, aber Grengg konnte ihn nicht festhalten.»

«Also ein Asiate. Einer der Boys. So ein Idiot! Was hätte er mit der Geige gemacht! Er hat offenbar gehört, wie der Kapitän das Konzert verkündete — eigentümlich, daß er das verstanden hat — so ein Esel!»

Der Boston war zu Ende, Zubiaurre bestellte eine Flasche Champagner und führte das Mädchen in die Loge zurück, wo er sofort auf sie einzusprechen begann. Er sagte ihr, daß er sie liebe; als sie über die Treppe heraufgekommen wäre, vor vier Tagen in Alexandrien, hätte er sofort gewußt, daß ihm noch niemals solche Schönheit begegnet sei. Sie möge ihm verzeihen, daß er so ehrlich zu ihr spreche. Er habe lange Zeit an vielen Plätzen des Ostens gelebt, in Samarang, in Makassar, in Britisch-Indien und Indo-China und auf den Inseln, und nun bei seiner Rückkehr nach Europa sende ihm der Westen sein schönstes Exemplar zum Willkomm entgegen. Mit halbgeschlossenen Augen, immer von neuem an dem K..istallkelch nippend, den der Spanier ihr hinhielt, lauschte Faustina mit verworrenen Gefühlen der ein wenig rauhen leisen Stimme des schönen Mannes an ihrer Seite. Oh, sie wußte genau, daß all dies Technik und Routine war, daß dieser Mensch auf dem Instrument seiner Weltgewandtheit und seines Frauenkennertums so geläufig spielte wie jener andere auf seiner Geige. — Wo war er, um sie vor dieser Verführung zu beschützen?

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Inhalt des bisher erschienenen Teils: Der berühmte Geiger Valentin Grengg, der eine Stradivarius-Geige besitzt, kehrt von einer Konzerttournee in Aegypten auf dem holländischen Dampfer «van Houten» nach Europa zurück. Das Schiff fährt soeben durch die süditalienischen Gewässer. Seine Sekretärin und Pianistin Lena begleitet ihn. Mit auf dem Schiff befinden sich die wunderschöne Italienerin Faustina Lorenzetti, zu der sich Grengg sofort über alle Maßen hingezogen fühlt, ihre Gesellschafterin Miss Francis und unter den übrigen Gästen als der auffallendste ein Herr Hjelmar Zubiaurre, jung und bezaubernd, dem die schöne Italienerin ebenfalls gefällt. Der Geiger ist noch sehr aufgeregt darüber, daß über Mittag, während er in der Kabine zu schlafen versuchte, ein unbekanntes Individuum durch die Kabinenluke hindurch seine kostbare Geige stehlen wollte. Der Raub mißlang und der Täter konnte entweichen. Eben jetzt ist kleines Tanzfest auf dem Schiff. Grengg tanzt nicht, schaut aber eifersüchtig zu, wie Zubiaurre sich mit Faustina unterhält und ihr allerhand amüsanten Klatsch über die Passagiere erzählt.

In seiner Gegenwart wichen alle Bedrängnisse von ihr, sein Gesicht, das eines verträumten Knaben, mit den beiden blonden Haarsträhnen und dem ernsten, straffen Mund, seine ruhige Stimme gaben auch ihr Ruhe und Sicherheit.

«Sinnlos und dumm zu leugnen, daß ich viele Frauen gekannt habe», sagte da die andere Stimme dicht an ihrem Ohre, und sie fühlte heißen Atem und konnte ein bitteres Herrenparfum wahrnehmen. «Und ich würde vielleicht mit Ihnen ebenso sprechen wie mit jenen. Aber Sie sind schön wie die junge Venus und wunderbar gekleidet, unterschätzen Sie das nicht, und klug. Wie soll so ein Mensch wie ich da bestehen können! Ich liebe Sie, mehr kann ich nicht sagen.» Wieder hob er sein Glas, und sie mußte trinken. Allmählich verwischte sich alles vor ihren Augen, Farben und Klänge und Düfte, zu einer giftig-süßen Phantasmagorie, die sie völlig lähmte. Die Gesichter der lasterhaften Tropenfrauen, frech und verlebt und überlebendig, die ölig duftende Hitze, das süße Fadenziehen der Saxophone, das Eierschalen-Klappern des Schlagwerks und dazwischen die schmeichlerischen Worte an ihrer linken Schulter, das prickelnde Feuer des Weins — sie wollte aufstehen, sie versuchte, ihn zu veranlassen, mit ihr zu tanzen — ach, er war doch schön und war entzückend und war das große Leben, das wie ein warmer Springbrunnen über sie herabfloß — warum widerstehen — irgendwo drohte doch wieder das andere, der traurige Alltag.

«Wer weiß, ob diese Stunde wiederkehrt, Faustina, ich werde Ihnen folgen, ich werde mit Ihrem Onkel sprechen, Sie werden mich lieben, ich weiß es, ich fühle es.» Und er beugte sich, halb aufgerichtet; plötzlich über sie, zog sie mit einem stöhnenden Ausatmen an sich und küßte sie auf den Mund.

Sie schnellt auf, als wären alle Sehnen und Muskeln bis zum Reißen gestrafft gewesen und hätten sofort entspannt werden müssen. Es ist wie eine Explosion — und das Mädchen empfindet es genau so. Eine Zehntelsekunde steht sie Aug in Auge mit ihm, nimmt wahr, daß sich sehr langsam die Oberlippe mit dem Schnurrbart wie in einem Totenlächeln von dem prachtvollen Gebiß zieht und die kleine Narbe unter dem Auge blutrot anläuft, dann stammelt sie — hat sie, wirklich sie, das sagen können? — irgend etwas:

«Verzeihen Sie bitte, nein, nicht!» und geht rasch davon, zwängt sich an der schützenden Persenning vorbei, beginnt dann mit weit geöffneten Augen — fliehendes zartes Wild — zu laufen, Treppe, Korridor, Treppchen, Korridor — und fühlt sich erst geborgen, nachdem sie den Schlüssel ihrer Kabine hinter sich umgedreht hat.

Hjalmar Zubiaurre bleibt mehrere Minuten ganz unbeweglich stehen, die Hände auf die Platte des Tischchens gestützt, die Zähne schimmern noch im farbigen Licht der Lampions, dann verläßt er nach einem langen Rundblick den halbdunklen, duftenden, improvisierten Tanzraum und geht mehrmals, zuerst rasch, dann immer langsamer, endlich schlendernd, Hände in den Taschen des weißen Abendanzuges, auf den leeren Decks auf und nieder. Gut, denkt er, gut, ganz gut — nichts sonst.

Aber da ist ein Gedanke, den er vergessen hat und der dennoch, wie ein mit dem Tageslicht verschollener Traum, immer von neuem andrängt und betrachtet werden will. Zubiaurre holt seine Pfeife hervor, stopft sie, denkt nochmals: gut, recht gut, und ist überaus unruhig, weil ihn dieser im Rausch der Stunde versunkene Gedanke beunruhigt. Und erst als er mit dem Aufflammen des Streichholzes den ersten Zug aus der Pfeife saugt, sagt er halblaut vor sich hin: «Stradivarius», womit sich auch schon die ganze Schlußkette aufrollt: Diebstahl durch die Luke — ein Boy — aber keiner der Jongs spricht so gut holländisch, um die Ankündigung des Kapitäns verstanden zu haben. Keiner hat also den Wert der Geige gekannt. In der Küche zwei Chinesen, die Wäscher Chinesen — eine von den malaiischen Ammen? Ein Mischling? Halt — !

Und Zubiaurre geht sehr langsam in den Tanzraum zurück und sucht eine ganz bestimmte Person: spricht holländisch perfekt, begreift genau den Wert einer Geige, da jahrelang bei Europäern bedienstet, Asiate und doch Europäer — dort drüben steht er. Der Spanier lacht. Also dich, Senhor, werden wir doch sehr genau im Auge behalten! denkt er und legt sich, nach einem zufriedenen Rundblick, auf der Stelle schlafen.

3. Kapitel

Die «van Houten» näherte sich Genua. Zum Mißvergnügen der Mannschaft, die dort den Laderaum abdeckte und die Kräne niederließ, hatten sich eine Menge Fahrgäste auf dem Vorderdeck zusammengefunden, um das erste Auftauchen der Küste nicht zu versäumen. Grengg hatte gemeinsam mit Lena, die derlei mit unglaubhafter Geschicklichkeit und Verve absolvierte, seine Koffer gepackt, dann einige kleine Rechnungen bezahlt, Trinkgeld gegeben, endlich die Geige aus dem Safe geholt und sie in Lenas Kabine unter einer Reisedecke untergebracht. Nun suchte er seit einiger Zeit — die Küste hatte sich aus einem lichtblauen Schatten in eine Insel verwandelt, um endlich sich als feste Kontur von Hügeln und Bergen gegen den tintenblauen Himmel abzuheben — eifrig die Italienerin auf dem ganzen Schiff: er stieg von der Radiokabine zum Sportdeck und Schwimmbad hinüber, hinunter in den Speisesaal, hinauf in den Rauchsalon, ging über die Promenadendecks, sah sogar in den Kinderspielplatz, hinter dessen Netzgitter auch jetzt noch die häßlichen gelben Mischlingskinder Fangen spielten, bewacht von ihren javanischen Ammen im Sarong. Endlich fand er das Mädchen abseits der lärmenden Gruppe am Bug sitzend, auf einem zusammengerollten Tau, den Blick tragisch festgebannt auf die Küstenlinie. Bei seinem Anblick verwandelte sich ihr Ausdruck sofort: wohl blieb der Mund ein wenig herabgekrümmt, aber die Augen öffneten sich freudig, und sie streckte ihm mit einer Bewegung die Hand hin, als brächte er ihr irgendeine erwünschte oder erhoffte Nachricht. Was war da gestern nacht geschehen? Was für eine Angst glomm in diesem engelhaften Mädchenblick?

«Ich habe Sie auf dem ganzen Schiff gesucht», sagte er lächelnd und küßte ihre Hand. «Sogar im Kinderfischnetz — wo Sie eigentlich hingehören. In einer halben Stunde beginnt ein solcher Wirbel hier, daß ich kein ruhiges Wort mehr mit Ihnen sprechen könnte.»

«Ich bin froh darüber», sagte sie hastig, errötete und sah sich um, hinauf zur Brücke, auf der der Lotse neben

dem ersten Offizier erschien, und die Decks hinunter, wo eben die ersten Koffer verstaut wurden. «Ja — ich wollte Ihnen noch für alles danken — für Ihr Spiel und — alles andere.» Dann plötzlich in einem langen atemlosen Satz, dessen knatterndes Italienisch der Geiger nur mit Mühe verstand: «Sie hätten vielleicht nicht weggehen sollen gestern abend, da man ja von einem Mädchen von zweiundzwanzig Jahren nicht verlangen kann, daß sie ihrer selbst sicher ist wie ein Philosoph von achtzig.»

«Um des Himmels willen — was ist denn geschehen?» fragte Grengg erschreckt und ärgerte sich über diese Frage, während er sie aussprach.

«Nichts — man hat mir etwas zuviel Champagner gegeben — und es hätte etwas geschehen können. Ich hätte mich für immer entscheiden können, nicht wahr? Und wer weiß, ob das gut gewesen wäre.» Sie sah ihm lange in die Augen, dann halblaut und kaum hörbar, mit kindlich frommen Aufschlag der Wimpern, wodurch sie, wie Grengg gerührt bemerkte, noch mehr einem Frührenaissance-Gemälde ähnelte: «Wahrscheinlich hat mir meine Patronin, Santa Faustina, Kraft gegeben fortzugehen!» Eine Weile wurde nichts gesprochen, man hörte das Rasseln und Quieken der Kräne, Kommandos, schrilles Pfeifen, zwischendurch das Gelächter von Frauen und Kindern. Dann hatte Grengg die Formulierung gefunden, strich seine beiden straffen Haarsträhnen von der Schläfe und fragte leise:

«Es ist also nichts entschieden worden? Glauben Sie nicht, daß ich aus Feigheit mich davonmachte. Wenn Sie ein Wort gesprochen hätten ...»

«Nichts entschieden, gar nichts!» rief sie merkwürdig erregt. «Natürlich gingen Sie aus Taktgefühl fort — vielleicht war es sogar besser. Ecco — man hat ganz allein der Gefahr ins Auge gesehen — und eine Gefahr war es, es ist eine Gefahr!» Wieder errötete sie tief, und bevor er noch etwas erwidern konnte, fügte sie hinzu: «Da kommt sie.» Grengg wandte sich um und sah den Spanier mit sonderbar angespanntem Gesicht, die Pfeife in den Händen drehend, näherkommen.

«Guten Morgen — ich suche Sie auf dem ganzen Schiff, Signorina — ich konnte natürlich nicht ahnen, daß Sie sich versteckt haben.» Grengg hob bei diesem angreiferischen Tonfall den Kopf und sah Zubiaurre gerade an. Und da das Mädchen nicht antwortete, sagte er, mit dem Versuch, noch gesellschaftlich abzubiegen:

«Versteckt? Rund um uns stehen mindestens vierzig Leute — haben Sie schlecht geschlafen, Señor?» Den zweiten Satz fügte er ironisch hinzu, weil der Spanier nicht die Spur eines Lächelns gezeigt hatte, sondern wütend auf das Mädchen starrte und nun sagte:

«Miß Francis sucht Sie auch schon, sie bittet Sie, hinunterzukommen.»

«Wir haben noch mehr als eine halbe Stunde Zeit», sagte nun Faustina, widerspenstig lächelnd, «und daß Sie sich mit Miß Francis verbünden, hätte ich Ihnen nicht zugetraut!» Noch einmal versuchte Grengg das peinliche Gespräch zu entlasten und lachte den Spanier gutmütig an:

«Wir sagen im Deutschen: ‚Mit dem linken Fuß aufgestanden' — aber Zubiaurre fauchte, über Grengg hinwegblickend:

«Ich habe noch mit Ihnen eine Menge zu sprechen, bevor wir das Schiff verlassen, Faustina.» Grengg bemerkte sehr wohl die Intimität dieser Aussprache, richtete sich unwillkürlich ein wenig auf, während sich seine Hände in den Taschen fast zur Faust ballten, und es zwang ihn, halblaut zu sagen:

«Signorina Lorenzetti wird sich dafür sehr interessieren, besonders wenn es ebenso spannend ist, wie Ihre übrigen Anekdoten.» Zubiaurre wurde zum erstenmal blaß, als er spitzig hinwarf:

«Darf ich Sie ersuchen, sich weniger mit mir zu befassen!» Dann sehr entschieden Faustinas Arm fassend und sie dadurch gegen ihren Willen zwingend, mit ihm zu gehen: «Adieu, Signor Grengg, gute Reise.» Das Mädchen entfernte sich etwa zehn Schritte mit dem Spanier, bis hinter die Ladeluke, blieb aber neben dem großen Kran plötzlich stehen, wandte sich um und kam zurück:

«Ich werde den Onkel bitten, heute abend in Ihr Konzert gehen zu dürfen», flüsterte sie, sah ihn gerade an und fügte, schon im Weggehen hinzu, und es klang trotz der gleichgültigen Worte beinahe wie ein Geständnis: «Sie wohnen ja, wie Sie sagten, auch im Grandhotel Colombia — vielleicht sehen wir einander noch vorher?» Dann lief sie dem Spanier nach, der vorausgegangen war, ohne sich umzusehen.

Grengg ging mit dem Gefühl, als hätte er starken Wein getrunken, zur Treppe: er war erregt, gespannt, beglückt, verwirrt und erhitzt. Sie hatte zweifellos für ihn Partei genommen und nicht für den andern. Sie hatte es gewagt, unter dessen Augen zurückzukommen, um etwas gar nicht so Harmloses zu sagen. Welches echt südliche Feuer, welche Entschlußkraft! Der Geiger zwängte sich vorbei an kreischenden alten Holländerinnen mit käsigem Tropenteint, zugleich gedunsen und verwelkt, an koffertragenden Boys, Offizieren und Stewards, abschiednehmenden jungen Paaren und quiekenden Kindern, bis zu seinem Korridor, wo er

Arabisches Schulmädchen aus einer Mädchenschule in Tripoli.

Jeune fille arabe de Tripoli.

Photo Senckpiehl

Lena gemeinsam mit Gomez und dem Zimmerboy Ali damit beschäftigt fand, alles Gepäck in ihre Kabine zu schaffen.

«Unsinnig», rief sie ihm lachend zu, «diese alten Aeffinnen sind aufgeregt wie vor der Fütterung. Wo doch ohnehin die Träger in die Kabinen rennen. Oder haben Sie große Eile, Monsignore, zu Ihrer Kleopatra zu kommen?» Grengg schüttelte lachend den Kopf:

«Gar keine Eile. Ich habe nachmittags nur fünf Minuten mit Ballestrieri zu sprechen, das ist alles. Aber Sie kennen doch Genua nicht, ich werde es Ihnen zeigen, die phantastischste Stadt Italiens außer Venedig, eine Seeräuberburg.» Dann, nachdem die beiden Asiaten die Kabine verlassen hatten: «Ich gehe noch ein paar Minuten an Deck, aus gewissen Gründen, grinsen Sie nicht so boshaft, bitte, bleiben Sie, auch aus gewissen Gründen, so lange hier.» Und er wies mit den Augen auf die Stelle, wo der Geigenkasten unter der Decke lag.

«Nur über meine Leiche!» lachte Lena, aber das hörte Grengg nicht mehr, weil er hastig durch die dichtgedrängten Korridore, die wirkten, wie bei einer Schiffskatastrophe, hinauflief. Der Dampfer hatte angelegt, und die ersten aussteigenden Passagiere drängten, nachdem der Hafenkommissar das Schiff verlassen hatte, gegen die hohe Treppe. Grengg blickte wiederum gefesselt auf das wohlbekannte seltsame Bild, das die Stadt vor seinen Augen darbot: regellos, wüst aufgetürmt und abgedacht, mit enormen Klüften und Abgründen zwischen ungeheuren häßlichen Palästen und Hotels, Hintergrund und Schauplatz eines Alptraums, so wankten die planlos hingesetzten, winkligen, abgeeckten Häuser bis zu den von einem uralten zerfallenen Fort belauerten Hügeln, die gelblichgrüne Zungen und Felder mitten zwischen die zackigen Straßen hinabsandten. Das auf klaffende Gebiß eines greisen Titanen, so dachte Grengg und starrte das heimlich-unheimliche Stadtbild an, oder eigentlich viele Gebisse: neue mit den breiten Elefantenzähnen aus vergewaltigtem buntem Marmor, kleine alte mit vielen Zahnlücken, zwischen denen Moos und Fäulnis wächst — Piratenstadt, gewaltige Seeräuberhöhle, Korsarenschiff auf festes Land aufgelaufen.

Er fand Faustina und die Engländerin eingezwängt zwischen einem Koffergebirge — eiserne und Teakholzkoffer jeder Dimension, runde verrostete Schachteln für Tropenhüte — und der andrängenden Masse der Passagiere und winkte ihr in dem Augenblicke zu, als Zubiaurre, diesmal in einem dunklen Anzug vollkommenen Schnittes, Zigarette im Mund, zu den Damen trat. Die nächste Viertelstunde, während schon die eiligsten Fahrgäste die Treppe hinunterstiegen und das Gedränge immer schlimmer wurde, blieb Grengg, halb hinter einem Hängekoffer verborgen, in Blickverbindung mit dem Mädchen, das vergeblich versuchte, im Trubel des Piers ihren Onkel zu sehen, wie sie ihm mit einer verstohlenen Handbewegung erklärte. Endlich schien sie ihn entdeckt zu haben, Grengg folgte der Richtung ihrer winkenden Hand und bemerkte einen auffallend gekleideten alten Herrn mit weißen Gamaschen und hellgrauer Melone, Kamelie im Knopfloch, der vergebens immer wieder versuchte, bis zur Treppe vorzudringen. Langsam verließen alle Passagiere das Schiff; aber erst als Grengg wahrnehmen konnte, daß sich das Gedränge rund um das Mädchen verdünnte und lichtete, grüßte er abschiednehmend noch einmal und stieg mit einem Träger die Treppe hinunter zu Lenas Kabine.

«Es sind fünf größere und drei kleine Stücke», sagte er zu dem schnauzbärtigen Mann und öffnete die Türe.

Medizinaler Geruch haucht ihm entgegen. Halb über dem Bett, Füße auf der Erde, liegt eine Frau, ein weißes Tuch über dem Kopf. Grengg reißt es fort, schraubt die Luke auf, reibt mit Hilfe des Trägers die Schläfen der Bewußtlosen, die sofort die Augen aufschlägt.

«Die Geige!» schreit Grengg und schleudert die Reisedecke zur Seite. Der Kasten ist fort. Lenas Kehle entbricht ein röchelnder Laut, sie schließt nochmals die Augen, greift aber dann mit ungeheurer Energie nach dem Glase, trinkt, starrt den Geiger an, schluckt mehrmals, atmet tief und sagt, während Tränen in ihre sonst so fröhlichen Augen sickern:

«Unschuldig —, ich bin unschuldig.»

«Natürlich, selbstverständlich», Grengg sieht sich hilflos in der Kabine um, als suche er eine verborgene Falltüre. «Nur Ruhe, Lena, beruhigen Sie sich!»

«Ein Mann stürzt herein, ohne anzuklopfen, ich sehe eben zum Fenster hinaus auf die Leute am Pier — der Hund drückt mir das stinkende Zeug übers Gesicht —, sofort habe ich alles gewußt: Geige, Chloroform — schrecklich! Ich habe gekratzt und gebissen — vergeblich.» Sie zieht mehrmals tief die Luft ein. «Wieviel Uhr ist es: vor zwölf? Es kann höchstens zehn Minuten her sein.» Sie hat das alles stockend und zwischendurch weiß erbleichend herausgestoßen, mühsam atmend, sich korrigierend.

«Und Sie haben ihn nicht erkannt?» fragt Grengg und blickt auf den Träger, der dem deutschen Gespräch nicht hat folgen können und daher hilflos von einem zum andern sieht.

«Nichts, er hat mich von hinten umklammert und mir das Zeug auf die Nase gepreßt, rennen Sie hinauf, vielleicht verläßt er mit dem Kasten das Schiff — oder mit einem länglichen Paket.» Schon rast Grengg hinaus, springt über die beiden Treppchen. Genau wie vorgestern nacht, denkt er und fühlt, wie all sein Blut, bleischwer geronnen, in die sich lähmenden Beine absinkt, stößt einen Boy, zwei Träger, mehrere empörte Passagiere zur Seite und erreicht den Ausgang in dem Augenblick, da die Florentinerin und Miß Francis, gefolgt von Zubiaurre und zwei Trägern, als sechste und siebente der Schlange auf das Vorweisen der Fahrkarten und Pässe warten. Aber Grengg sieht sie kaum, er drängt sich mit rücksichtslosen Püffen bis zum ersten Offizier durch, der dicht hinter Zubiaurre und dem Mädchen das reibungslose Aussteigen der Passagiere überwacht, packt ihn mit beiden Händen am Arm und flüstert ihm etwas ins Ohr, worauf der Holländer erblaßt und gestikulierend mit dem Geiger bis an die Wand zurückweicht.

Sowohl der Spanier als Faustina haben den Vorgang beobachtet. Nun flüstert ihm das Mädchen aufgeregt zu:

«Da ist doch irgend etwas Schreckliches geschehen! — Die Geige?» Sie sieht sekundenlang zu ihm auf, aber er drängt sich schon durch die umgebende Menge: «Wie? — die Geige? — nein! —» und schon steht er neben den beiden Männern und fragt:

«Was ist denn geschehen? Die Geige? — Nein, das kann doch nicht sein.» Grengg hat nur genickt, befeuchtet die ausgebrannten Lippen, preßt sie zusammen als sollte er sie durchbeißen. Endlich sagt er tonlos:

«Meine Pianistin ist chloroformiert worden, sie hat den Dieb nicht sehen können, der außerdem maskiert war, bitte kein Wort darüber. Ich gebe heute abend ein Konzert hier, man darf das nicht erfahren.»

«Rasch zum Doktor, ob ihm Chloroform gestohlen wurde», ruft der erste Offizier und zerrt den Geiger mit sich. Zubiaurre sagt zu Faustina:

«Leider ja — die Geige — Chloroform — Fräulein Lena. Entschuldigen Sie mich bitte, ich komme bald nach und Diskretion, es soll nicht bekannt werden, wegen des Konzertes.» Damit läuft er in die Richtung der Küche.

Und während Grengg mit dem «Ersten» ins Lazarett rennt, während Faustina sehr blaß und wortkarg ihren Onkel begrüßt, der die Koffer ins Auto verladen läßt, hält der Spanier im Korridor einen mit Blechtassen zur Treppe eilenden Boy auf:

«Hast du Gomez gesehen? Wo ist seine Kabine?» fragt er hastig auf malaiisch. Der alte Javaner, mit einem Gesicht wie aus zerdrücktem gepreßtem Leder, blickt sehr ruhig zu dem aufgeregten Weißen auf:

«Er war im Speisesaal vor etwa dem Viertel einer Stunde, Tuan. Sein Zimmer liegt am Ende des Korridors, hinter dem Blumenladen.» Schon rennt Zubiaurre davon, springt über je sechs Stufen der Treppe, rast den rechten Korridor hinunter. Dort ist ein junger Boy mit dem Zusammenkehren des Lauftepichs beschäftigt:

«Ist Gomez in seiner Kabine?» fragt der Spanier, und der Junge dreht den Kopf:

«Haï — er ist eben jetzt an Land gegangen, Tuan.»

«Mit einem Koffer? Mit einer Tasche?»

«Nein, Tuan.»

«Ist er allein gegangen?»

«Ja.» Irgend etwas Zögerndes in der Antwort des Boys und ein unruhiges Flackern seiner spiegelnden Augen veranlaßt Zubiaurre, ihn hart am dünnen Arme zu fassen, ihm einen Gulden in die Hand zu drücken und zu flüstern:

«Mau djalang — los — los — was tut Gomez an Land? Wer hat ihn begleitet?»

«Niemand — aber — ich habe gehört und gesehen, wie er Ali, den Boy von Zimmer 240 bis 250, an Land geschickt hat.»

«Brav — gleich nach Ankunft des Schiffes?»

«Ja.» Aengstlich sieht der Junge zu dem Weißen auf. «Aber bitte sage nichts, Tuan, daß ich dir das verraten habe.»

«Höre, wenn du ein Wort von dem, was wir hier gesprochen haben, irgendwem verrätst, werde ich dafür sorgen, daß man dich hinauswirft, verstehst du?» Der Knabe nickte. «Hast du Ali weggehen sehen?»

«Nein.» Zubiaurre wendet sich um und läuft wieder an Deck. Die letzten Passagiere steigen aus, das Auto des Onkels der Florentinerin ist fortgefahren. Zubiaurre sagt zu dem Quartiermeister, der am Ausgang die Fahrkarten prüft:

«Ist der Aufseher Gomez hier durchgegangen? Ich wollte ihn fragen, ob ein Boy meine Handschuhe . . .»

«Nein, Mynherr, aber vielleicht hinten.» Richtig. Zubiaurre rast das Deck hinunter: natürlich, dort werden Kisten ausgeladen, der Vogel wird doch nicht dort hinausfliegen, wo ihn jeder sehen kann! Zubiaurre fragt einen Matrosen nach Gomez, und der sagt sofort, ja, der Portugiese habe eben den Laufsteg überschritten. Der Herr könne ihn gewiß noch auf der andern Seite des Zollgebäudes . . .

Der Spanier springt mit Raubtiersprüngen über den Laufsteg, schleudert einige Passagiere und deren wartende Verwandte beiseite, läuft rund um das Zollhaus herum. Wirklich verschwindet der wandelnde Sack eben hinter den Blumenanlagen bei der Straßenbahn, die zur Station fährt. Zubiaurre überquert den Platz, ist nun dicht hinter Gomez, der nach rechts in das Gewirre der Hafengassen eindringt. Der Spanier wagt sich nicht allzu nahe heran, obwohl er seine Sonnenbrille aufgesetzt hat; Gomez ist schlau und könnte ihn erkennen. Er trägt seinen weißen Anzug, hat aber dazu einen steifen Strohhut mit dreifarbigem Band aufgesetzt, wie ihn die amerikanischen Neger in den Städten tragen, der auf seinem runden Schädel sitzt wie ein Topfdeckel. Eines ist ganz gewiß: er trägt kein Paket, weder in Form einer Geige noch ein anderes. Nun betritt er die niedrigen Lauben, wendet sich kurz um — Zubiaurre ist glücklicherweise durch eine der Säulen gedeckt — und geht rascher unter den Arkaden weiter. Plötzlich, an einer kleinen Krümmung der überwölbten Straße, tritt er ohne zu zögern in eine überaus schmutzige Rosticceria, in deren Schaufenster der Wirt Bomboloni, Krabben, Fischchen und anderes in siedendem Fett herausbäckt. Drei Minuten später — Zubiaurre, der hinter einem hohen Weinfaß steht, hat im Halbdunkel der Wirtschaft ein braunes Gesicht wahrnehmen können, offenbar das des Zimmerjungen — kommt der Mischling heraus, und der Beobachter muß lachen, als er ihn sieht: er trägt nun trotz der Hitze einen weiten Mantel, eine Art von Wetterkragen oder Pelerine, weiß der Himmel woher er sich den auf dem Schiff verschafft hat; dieser Mantel verwandelt ihn buchstäblich in eine Kugel, zumal er ja zweifellos die Geige darunter verbirgt. Nun geht Zubiaurre vorsichtig hinter der Kugel her, die rascher rollt als früher, sich auch immer von neuem umsieht, so daß der Verfolger die Distanz vergrößern muß. Immer tiefer geht es in die Hafengassen hinein: durch zickzackige kleine Gäßchen, vorbei an schmutzgeschwärzten, verwahrlosten Palästen mit zerbrochenem Figurenschmuck, unter Schwibbogen durch, über winzige, von Fruchtschalen und Fischschuppen glitschige Plätzchen, zehn Meter steil hinauf über Treppen, zweihundert hinunter, fast bis zum Meer, wieder durch unheimliche Gassen, durch Arkaden, aufwärts, abwärts. Denn der Dieb hat offenbar kein Ziel — er sucht. Er liest mühsam die rußverkrusteten Firmentafeln, vor einem Händler mit Alteisen zögert er länger, er sucht zweifellos einen Altwarenhändler — für eine Stradivarius! Im Hafenviertel! Idiot! muß Zubiaurre wieder denken. Er ist noch dümmer als man gedacht hat. In diesem Augenblick biegt die wie auf Rollen gleitende Kugel in ein altes ausgebrochenes Stadttor ein, in das sich eine Wohnung und zwei Gemüsehändler eingenistet hatten, dahinter sind zwei kurze Straßen, die eine führt aufwärts, die andere abwärts zum Hafen. Zubiaurre steht an der Kreuzung. Gomez hat eine der beiden durchlaufen, welche? Tod und Teufel, welche? Zubiaurre rennt die linke hinauf, es ist eine Sackgasse, mündet in den Hof einer als Heumagazin dienenden Kapelle. Zurück — rechts hinunter! Am Ende des Gäßchens sieht sich der Spanier auf einem gemütlichen Plätzchen mit einer Barockkirche, an deren Stufen ein Kaffeehaus mit zehn Tischchen auf dem Quaderpflaster steht, fünf kleine und eine größere Straße gehen von diesem kleinen Platze aus, Piazza Bianchi, liest Zubiaurre, eine davon hat der Dieb genommen. Zubiaurre bleibt stehen, fragt dann wütend mit fletschenden Zähnen zwei Eckensteher, ob sie nicht einen sehr dicken Mann im Regenmantel hätten vorübergehen sehen, aber diese schütteln nur faul den Kopf und saugen weiter an ihrer Mazedonia. Zubiaurre sendet dem Entwischten einen höchst ungesellschaftlichen, echt katalanischen Maultiertreiberfluch nach, der, wenn überhaupt übersetzbar, etwa besagt, daß Gomez von seinem eigenen Vater, dem Henker von Barcelona, stranguliert werden müßte. Dann denkt er noch, schon auf dem Wege zum Grandhotel, daß er ja doch vorläufig und bis zum Erscheinen der Zeitungen morgen früh, der einzige Mensch sei, der zweckmäßige Nachforschungen anstellen könne und den Dieb kenne, und zwischen seinen Zähnen, die zornig auf das Mundstück der Pfeife beißen, formt sich zugleich mit einer Marschroute der Name einer Frau: Marguerite, sagt er mehrmals und nickt: Marguerite!

Füürstei — —

Mer händs als Buebe scho so gha
sind allne Hochsigguutsche na
mit rote Chöpf und großem Gschrei:
Füürstei! Füürstei!

Und wämer hüt erwachse sind,
wie mängisch laufed mer — wie Chind
und gönd mit leere Täsche hei:
Füürstei! Füürstei — —

WERNER MORF

4. Kapitel

Nachdem man vom Schiffsarzt erfahren hatte, daß eine Chloroformflasche seiner Apotheke halb geleert worden sei, begleitete der erste Offizier unter ununterbrochenen sinnlosen Entschuldigungen den Geiger zum Kapitän, wo sich bald auch Lena, blaß, aber schon wieder durchaus klar und entschlußfähig, einfand, ebenso der gemütliche Offizier, dem Grengg vor zwei Tagen von dem nächtlichen Diebstahl berichtet hatte. Eine Viertelstunde war dann hin und wieder gesprochen worden, man hatte Pläne gemacht und verworfen; endlich stand Grengg müde auf, und sein sonst gutgefärbtes Gesicht zeigte rötlichbraune Flecken:

«So kommen wir nicht weiter. Zwei Drittel der Passagiere haben den Dampfer verlassen, wie Herr van der Hulst sagt, auch eine Menge Boys — natürlich hat man die Geige längst hinausgebracht, wahrscheinlich eingepackt. Möglich, daß es eine Bande ist, möglich, daß ein einzelner sie gestohlen hat. Vielleicht haben die Leute einen Boy bestochen — das ist alles möglich.»

«Wir werden natürlich alle Boys beobachten», rief der Kapitän mit seiner lauten Rasselstimme. «Was getan werden kann, wird getan, Herr Grengg! Das Ganze ist uns überaus peinlich.»

«Mir auch», sagte der Geiger halblaut und ironisch. «Jedenfalls bitte ich Sie, keine Anzeige zu erstatten. Ich werde heute abend auf einer guten Geige spielen, die mir mein hiesiger Konzertunternehmer verschaffen wird. Niemand wird es merken, daß es nicht meine Stradivarius ist. Ich werde die Anzeige selbst machen, morgen früh — oder heute nacht, aber — nach dem Konzert.»

«Ich bitte Sie, zu glauben, daß die Gesellschaft unschuldig ist», schrie der Kapitän wie ein Kommando bei Taifun. Und der erste Offizier bemerkte:

«Es müssen Europäer sein, die Malaien konnten doch die Ansprache des Kapitäns nicht verstehen! Es ist ein Diebskonzern, sie haben vielleicht gar einen Boy hier eingeschmuggelt, um Schmuck zu stehlen oder andere Wertgegenstände.» Sein gutmütiges Gesicht war ganz rot vor Erregung.

«Das klingt reichlich nach Detektivroman», sagte Grengg unfreundlich, dann sah er die Pianistin mit einem schweren Atemzug an, nahm ihren Arm und verabschiedete sich kurz: «Bitte also nochmals: keine Anzeige! Vielleicht senden Sie mir eine Liste der Passagiere, die in Genua ausgestiegen sind — auch zwecklos! Guten Tag!» Mit unheimlich gealtertem Gesicht stieg der Geiger mit Lena ins Auto, und man fuhr schweigend dem Hotel zu. Mehrmals öffnete sich der runde Mund des Mädchens, aber sie vermochte nicht zu sprechen. Und erst als der Wagen sich der Piazza Aquaverde näherte, sagte sie leise und in rührend kindlichem Tonfall:

«Val — hassen Sie mich jetzt?»

Grengg sagte ernst, mit einem Achselheben:

(Fortsetzung Seite 130)

«Aber Lena — was ist denn das für ein Unsinn! Hätten Sie den Burschen mit einem Boxhieb niederschmettern sollen?»

«Und doch fühle ich mich schuldig — ich hätte die Geige direkt aus dem Safe an Land tragen müssen.» Sie strich mit ungewohnt sorgenvollem Gesicht über ihre gerunzelte Stirne. «Nun — ich werde die Geige wiederfinden oder — halt! Da fällt mir schon etwas ein: wenn Sie vom Hotel aus an die Versicherungsgesellschaften depeschieren, wie Sie sagten, erfährt es der Portier. Fahren wir zur Posta Centrale.» Grengg nickte, und Lena gab dem Chauffeur die Weisung weiter. Bevor der Wagen hielt, sagte sie und sah ihren Nachbarn lange an: «Ich werde mich als Detektiv-Institut etablieren, Spezialität: alte Geigen. Sagen Sie, was macht ein Verbrecherkonzern mit einer solchen Geige?»

«Nach Amerika?» brummte Grengg. «Keine Ahnung!»

«Und wenn einer der Boys sie geklaut hat? Vielleicht ist es überhaupt ein Musikliebhaber?» Dann nach einer Pause, während der sie Grengg beobachtete, um ein Lächeln um seine Lippen zu erzwingen: «So ein Malaie kann das Ding doch nur bei einem kleinen Händler, einem Trödler, verkaufen, wie? Vielleicht können wir den herauskitzeln? Im Hafenviertel? Wenn das Ganze nicht so scheußlich traurig wäre, wäre es herrlich spannend! ‚Lena Plischmuth als Detektiv oder der schurkische Malaiendieb'.» Wieder sah sie Grengg von der Seite an, aber er schien überhaupt nichts gehört zu haben. Die Züge seines harten Gesichtes waren erstarrt, wie mit einer durchsichtigen gelblichen Harzmasse überzogen. Das Auto blieb vor der Hauptpost stehen, Grengg sandte zwei Depeschen ab; eine an die Victoria in Zürich und eine an Lloyds in London, gleichlautend:

stradivarius auf schiff van houten gestohlen stop erstatte anzeige nach konzert heute abend stop verdächtig einer der malaiischen boys stop meine pianistin chloroformiert hat nichts sehen können stop diebstahl kurz vor landung daher passagiere bei entdeckung schon ausgestiegen

grengg

Dann bat er den Konzertagenten telephonisch, sofort ins Grandhotel zu kommen . . .

*

Der Antiquitätenhändler Bozzi, dessen kleiner Laden in der Nähe des berühmten, von vielen Fremden besichtigten Fruchtmarktes neben der Kathedrale lag, war damit beschäftigt, einem etwa vierzig Jahre alten Petrus Martire ohne Farbe und Arme den Adel eines fünfmal so alten dadurch zu verleihen, daß er mit einem feinen Drillbohrer echte Wurmlöcher hineindrehte. Eben rieb er das Gesicht des Heiligen noch mit einer Flüssigkeit ein, die nach seinem Geheimrezept in der Hauptsache aus Ruß und Firnis bestand, wodurch die Figur beinahe museumsreif wurde, als es draußen im Laden klingelte. Nachdem Bozzi die oberste der vier Schmutzschichten seiner Finger flüchtig in ein bräunliches Tuch gewischt hatte, trat er, schief und grinsend, wie er sich fortzubewegen pflegte, aus dem Halbdunkel des «Studios» in das Licht des kleinen Geschäftes. Vor dem Ladentisch aber stand kein Kunde, sondern ein schäbiger jüngerer Mann, der einen Hagel von Worten auf ihn herabschüttete. Er erkannte einen Trödler aus der Altstadt, vielmehr dessen ältesten Sohn, der ihm dann und wann Kleinigkeiten, meist exotische Kuriosa, zubrachte, die Matrosen bei ihm verkauften. Bozzi fand es für gut, während der junge Mann auf ihn einsprach, in kaiserlicher Haltung — so wie er das den großen Händlern abgesehen hatte — Hand in der vor Jahren weißen Weste, wortlos und überlegen lächelnd zuzuhören.

«Sie kennen mich, Cavaliere?» hatte der junge Mensch gefragt, obwohl Bozzi dieser Titel keineswegs zukam. «Ich bin der Sohn von Annibale Modena aus dem Vicolo Santa Croce, erinnern Sie sich: die mexikanische Steinarbeit.» Bozzi nickte souverän. Er erinnerte sich: die «aztekische Plastik» war ein guter Gips-Abguß, der aber so schmutzig gewesen war, daß man die tausend Jahre zwischen Original und Kopie vergessen konnte. «Vater schickt mich zu Ihnen — er hat soeben etwas ganz Besonderes gekauft — aber es ist nicht billig, das läßt er Ihnen sagen.» Bozzi regte sich kaum und grinste, sein linkes häutiges Auge schloß sich wie das eines Chamäleons, er rückte nur ein wenig zur Seite und damit aus dem Bereiche der nieselnden Flut, die den Negerlippen des jungen Herrn Modena bei seiner atemlosen Ansprache entsprang. «Hier — ich habe es bei mir — Sie werden erstaunt sein — Vater wollte es natürlich sofort zu einem der großen Händler tragen — aber —.»

«Aber?» fragte Bozzi und blinzelte. «Aber es ist doch sicherer, Bozzi gehen zu lassen, wie?» Der junge Modena wurde rot bis zu den Pusteln auf seiner grundlos hohen Stirne unter den handhoch auffrisierten äthiopischen Haaren, als er rasch aus einem Paket etwas auswickelte, es auf den Tisch legte, endlich das letzte Papier fortzog und mit weiter Geste des ganzen Armes ausrief:

«Eine Geige — uralt, sagt mein Vater — ecco!» Bozzi schob die Unterlippe vor, wodurch er seinem Gesichte etwas majestätisch Habsburgisches verleihen konnte.

«Geige — von einem Zigeuner gekauft, wie? Eine Amati? Guarneri? Direkt aus Cremona vom alten Stradivari persönlich durch den Zigeuner hergeschickt, wie? Kostet samt Bogen und Kolophonium hundert Lire, wie?» Der junge Modena sprühte — in jeder Beziehung:

«Nein — dreißigtausend — es ist wirklich eine alte Geige, sagt mein Vater — ecco, eine alte Schrift ist im Boden: Stradivari und eine Jahreszahl.» Bozzi nahm mit einem Gesicht, als fasse er die Hand eines Aussätzigen, die Geige zwischen vier Finger, klemmte eine Lupe in die graue Haut des rechten Auges und legte das Instrument wieder hin:

«Kein Zweifel: Stradivarius steht drin. Ganz gut gefälscht. Die Geige ist —», er nahm sie wieder auf, drehte sie um, klopfte mit dem Totenfinger auf das herrliche Holz, zögerte eine Sekunde, als erwarte er, daß jemand «herein» sagte, und schloß sodann sehr entschieden: «Die Geige ist keine 150 Jahre alt, wahrscheinlich italienisch oder deutsch, Ihr Vater hat keine Ahnung von Geigen und weiß, daß ich ein Kenner bin. Ich kaufe sie für zehntausend Lire, nicht einen Soldo, nicht einen Baiocco, keinen Centesimo mehr, Giovanotto! Darf man fragen, wer diese freche Fälschung bei Ihnen verkauft hat? Vor allem werde ich, wenn ich das Ding kaufen sollte, auf der Stelle den dummen Namen Stradivarius herausnehmen, durch den diese ganz gute alte Geige entwertet wird.» Der junge Mann hatte beide Hände emporgeworfen wie die Plastik des anbetenden Knaben:

«Cavaliere! Die Geige stammt von einem verarmten Aristokraten, der sie zu uns gebracht hat, weil er sich schämte.» Bozzi unterbrach ihn sofort, und sein schlaffer grinsender Mund zog sich zusammen, als hätte ihm seine Frau muffige Spaghetti vorgesetzt:

«Wie alt sind Sie, Giovanotto? Erzählen Sie Ihrem verehrten Papa, daß Sie es gewagt haben, einem Manne wie mir, der 37 Jahre in Genua mit Antiquitäten handelt, derlei zu erzählen, und er wird Sie zu einem Schuster in die Lehre geben.» Und plötzlich gemacht eilig: «Also: zehntausend Lire für diese Stainergeige von 1630, sagen wir? Stainergeige — sehr wahrscheinlich, wie mir jetzt scheint. Man hat mir vor drei Wochen eine ähnliche, eine Wiener Geige angeboten, und hat dafür 800 verlangt — ich habe sie nicht gekauft, Signorino!»

(Fortsetzung folgt)

IRIUM BEGEISTERT MILLIONEN

Lola Lane, Star of Warner Bros. Pictures, appearing in "Four Daughters".

Irium in Pepsodent Zahnpaste begeistert Millionen — jeden Morgen erneut — durch das neue blendende Weiss, das es den Zähnen verleiht! Nie zuvor konnte solch strahlender Glanz mit einer so absolut unschädlichen Zahnpaste erzielt werden. Ja, mit IRIUM-haltigem Pepsodent riskieren Sie nichts . . . . keine Möglichkeit, dass Ihr kostbarer Zahnschmelz angegriffen wird.

Frei von kratzenden Poliermitteln, Seife und Kreide. Wirkt sehr erfrischend!

Tuben erhältlich in zwei Grössen

VERWENDEN SIE PEPSODENT-ZAHNPASTE

... SIE ENTHÄLT IRIUM